In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 260 | Posen, den 12. November 1929 | 3. Jahrg.



(20. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Xenia fühlte ein Rieseln unter der Haut, das sich bis an den Scheitel erstreckte und dann am Hinterkopfe konzentrierte. „Wir ersparen kaum eine Minute Zeit, Alexei." Sie konnte trotz allen Willens das Zittern ihrer Stimme nicht meistern.

Petroff gab keine Antwort, lehnte sich in die Rückenkissen und hing seinen Gedanken nach. Böse Gedanken, wie das Mädchen richtig vermutete. Wenn man sich in der Mitte des Flusses befand, war man so verlassen, wie in den Einsamkeiten Sibiriens. Kaum ein Licht dämmerte aus den Häusern herüber. Die Stellen, von der die vereinzelten Strahlen kamen, schienen Stunden, Meilen, Kilometer weit entfernt zu sein. Hier konnte man schreien und rufen soviel man wollte, es gab keine Menschenseele, die es hörte und einem zu Hilfe kam.

Xenia dachte an die Löcher, welche von den Wäscherinnen und Wasserschöpfern offengehalten wurden. Vielleicht wollte er sie in einem derselben ertränken. Aber er würde es kaum wagen. Man war zu nahe am Ufer. Er mußte etwas anderes im Schilde führen.

Sie atmete auf, als sie die Newa hinter sich hatten und der Kutscher die Pferde auf die Straße lenkte. Gleich darauf hielt man vor dem Tor des Palastes. Petroff öffnete, winkte dem jungen Manne ab und ließ Xenia eintreten. Nun schlug ihr das Herz wieder bis an den Hals.

„Jetzt," dachte sie und ging ihm voran die Treppe hinauf. Ihrer beider Schritte hallten in dem Gange wider. „Jetzt" dachte sie abermals, als er die Türe zu seinem Zimmer öffnete und wartete, bis sie den Mantel abgenommen hatte.

„Soll ich dir noch eine Tasse Tee brauen, Alexei?" Daß er sie so starr betrachtete, wurde ihr unheimlich. Sie blieb aber trotzdem stehen, als er sich nun langsam näherte und mit einem rohen Griff ihren Körper zurückbog.

„Du warst in der vorigen Nacht — bei ihm."

Eine Sekunde erzitterte ihr Leib unter seinen Händen. Wieviel wußte er? Von wem? Wie kam er zu dieser Behauptung? Jetzt galt es nur, sich nicht zu verraten. Der Alkoholgeruch seines Mundes schlug ihr entgegen, aber er war weniger berauscht, als sie gehofft hatte. Umso vorsichtiger mußte sie sein. Mit einem Betrunkenen wäre leichter zu unterhandeln gewesen.

Ihr Körper lag noch immer von ihm zurückgebeugt. Seine rechte Hand schob sich nach ihrem Halse: „Du willst mich erwürgen, Alexei?"

„Nicht ganz, Duschinka!"

Ihre Arme fielen kraftlos zur Seite. Mit einem Röcheln schlug sie zu Boden.

Petroff ging nach dem Tische und ließ die Flamme unter dem Samowar aufblitzen. Er holte sich eine Tasse aus dem Schranke und stellte die Kognakflasche zurecht. Als das Wasser sprudelte, tat er Tee hinein, setzte sich in einen Stuhl und wartete, bis es Färbung annahm. Dann mischte er das Getränk zurecht. Schon nach den ersten Schlucken, die er nahm, war er wieder vollkommen nüchtern. Mit ruhigem Ueberlegen betrachtete er die mißhandelte Frau am Boden. Sie war nicht tot, rang nur etwas nach Luft. Der Abdruck seiner Finger war deutlich an ihrem weißen Halse zu sehen. Wenn sie erst wieder ganz zu sich gekommen war, konnte man weitersprechen.

Er trank seine Tasse leer und goß sich eine zweite voll. Im selben Augenblicke erwachte Xenia aus der Betäubung. Mit einem Lächeln sah er auf sie herunter.

„Alexei! — —" Ihre Kehle war fast entzweigedrückt.

„Wenn du Durst hast, Duschinka —," er zeigte nach dem Samowar, „eine Tasse ist noch übrig."

Sie kroch zu seinem Stuhl und legte das Gesicht gegen seine Hüften. „Keine deutsche Frau wird so von einem Manne mißhandelt."

Er saß mit verschränkten Armen und lächelte. „Du brauchst nur die Wahrheit zu sagen! Was hast du gestern abend bei ihm gemacht?"

„Wie sollte ich zu ihm gekommen sein, Alexei?"

„Durch den Keller."

„Du weißt, wie ich mich fürchte."

„Lala! Ihr ward zu zweien. Er wird sich doch sicher nicht gefürchtet haben."

„Alexei, wie kommst du auf diesen Gedanken?"

Er wiegte den Kopf auf dem schlanken Halse und sah sie nachdenklich an. „Xenia, du mußt dir selbst die Schuld beimessen, wenn du von dieser Stunde ab verschollen bleibst! Keine Seele wird nach dir fragen. Iwan werde ich sagen, was ich für gut finde. Es gibt so viele Mädchen in Petersburg! Schönere als du! — Und bessere auch! Uebermorgen bist du vergessen."

„Alexei, es gibt doch jemand, der nach mir fragen wird."

„Du meinst die Deutschen?"

„Ja."

Er bog ihr die Schultern zurück, daß die zarten Gelenke krachten. „Olga Gui sieht dir ähnlich wie ein Ei dem anderen. Die kommt ins Haus. Sie wird als Xenia Barbaroff deine Stelle vertreten. Sie ist nicht halb so anspruchsvoll wie du — und noch viel, viel hübscher! Jünger wenigstens! Und nicht durch so viele Hände gegangen."

„Alexei, warum willst du mich denn verderben? Was hast du denn davon, wenn Nikolajewitsch an die Wand gestellt wird?"

„Er kommt als Spion! Spione können wir nicht brauchen in Rußland."

„Er sieht nicht darnach aus," widersprach sie. „Sehnsucht wird er gehabt haben. Gönn ihm doch das bißchen Heimatluft, Alexei!"

„Du schweifst ab," verwies er spottend. „Ich hab es satt. Komm mit mir!"

Sie klammerte sich am Tische fest und als er ihr die Hände herabriß, faßte sie nach den Pfosten des Bettes. Er zwängte die Finger um ihre Gelenke, bis diese kraftlos herabfielen.

Ein einziger Griff noch, ein Gurgeln, dann glitt sie lautlos gegen seine Knie. Einer der Heizer begegnete Petroff, als er die Last nach den Kellern trug.

„Arme Xenia! Nun bist auch du erledigt," dachte er und sah sich nicht um. Wie oft hatte man das schon mitgemacht. Ein paar Dutzend Male reichte nicht. Man wunderte sich nicht mehr. Das beste war, man sah nichts davon. Mit den Kommissaren der Tscheka war nicht zu spaßen.

Eine halbe Stunde später ging Petroff wieder nach oben, trank den Rest des Tees, der noch in seiner Tasse stand, entledigte sich seiner Kleider und streckte sich in die Kissen. In weniger als einer Viertelstunde war er eingeschlafen.

* * *

Nana Roskoschny war seit Wochen Hans Ratzels Frau. Der Maler schmunzelte. Er konnte zufrieden sein. Wenn sie ihm auch nichts mitgebracht hatte — sie konnte etwas. Ach und sie war so reizend als Weib! Und so ein guter Kamerad! Er wäre ein Esel gewesen, wenn er sie nicht genommen hätte.

Die Aufträge in dem Atelier häuften sich. Es wunderte ihn, daß es auf einmal so viele schöne Frauen gab, die alle von ihm gemalt sein wollten. Hin und wieder ertappte er

Nana, wie sie an seine Staffelei trat und an den Bildern, die er gerade in Arbeit hatte, pinselte.

„Gnädigste sind unzufrieden mit meinen Leistungen?“ spottete er gutmütig.

„Ich habe nur ein bißchen an den Augen verbessert, Hanno!“

Er wollte sich ärgern und konnte nicht. Nachgerade wurde es ihm zur Gewohnheit, ihr zu winken und in befehlsmäßigem Tone zu bitten: „Hauch dem Gesichte eine Seele ein!“

Als eine Atelierwohnung mit vier Zimmern in einem der ersten Viertel frei wurde, mietete er sie. Dimitri würde schauen, wenn er zurückkam, was für arme Leute sie geworden waren. Nana konnte nicht froh werden. Vier Wochen war die Filmgesellschaft nun schon in Petersburg und nicht eine Zeile war bisher von Nikolaus eingetroffen. Sie machte sich auf den Weg zu Hella Tuney, wurde dort sehr liebenswürdig empfangen und zum Wiederkommen eingeladen. Sie war ungeheuer deprimiert, als sie den Heimweg antrat.

Frau Marion schrieb ihrer Tochter sehr häufig, erwähnte, daß alles wohl sei, daß Herr Bogner das russische Klima sehr schlecht vertrage und über die Maßen friere und daß die Filmaufnahmen glänzende Fortschritte machten.

Warum schwieg Koko? Fürchtete er irgendwelchen Verrat? — Sie konnte sich kein klares Bild machen und trug eine ständige Unruhe im Herzen. Wenn Ratzel schon längst an ihrer Seite schlief, lag sie noch mit wachen Augen und suchte das Rätsel zu lösen, das ihr Dimitris Schweigen aufgab.

Die Karte, welche einige Tage später eintraf, vermehrte nur ihre Besorgnis, statt sie zu zerstreuen. Nikolaus schrieb:

„Verehrte Freundin!

Ich sehne mich sehr nach der geliebten deutschen Heimat, obwohl man hier in Petrograd behauptet, ich müßte das Klima doch sehr gut vertragen, da ich so ganz den Typ eines echten Russen hätte. Auf Wiedersehen —?

Mich Dir und Deinem Gatten empfehlend

Dein ergebener Hans Bogner.“

Ihre Finger zitterten so stark, daß sie die Karte nicht zu halten vermochte. Ratzel mußte sie vom Boden aufheben. Er las gar nichts Besonderes in diesen wenigen Zeilen. Nana wußte es besser. Dimitri zeigte ihr mit diesen wenigen Worten an, daß er erkannt war. Das Fragezeichen hinter dem „Wiedersehen“ sprach mehr als tausend Worte.

Am Nachmittag mußte sie sich für eine Stunde legen. Ratzel schalt über Dimitris blödes Schreiben. „Zudem hat er ja gewußt,“ sagte er, „was ihn erwartet, wenn er sich nach Petersburg einschmuggelt. Die Tuney, der Karsten und die anderen werden ihn schon nicht im Stiche lassen.“

Nana verging trotzdem in quälender Sorge. Das Gefühl der Ohnmacht dem Geschicke gegenüber war so groß, daß sie trotz ihres orthodoxen Glaubens stundenlang in einer der deutschen Kirchen knien und für Dimitris Rückkehr beten konnte.

Als sie von einer solchen Andacht gegen Abend nach Hause kam, stand ein Herr im Atelier ihres Mannes. Ratzel stellte ihn seiner Frau vor: Es war ein russischer Emigrant: Johannes Wronsky.

Nana fühlte, wie ein elektrischer Schlag durch ihren Körper ging, der sie zur Vorsicht mahnte. Der Russe war die Liebenswürdigkeit selbst. Man lud ihn zum Abendbrot.

Als Ratzel für einen Moment aus dem Zimmer ging, neigte sich der Fremde über den Tisch und legte die Hand auf Nanas Arm: „Sie scheinen sehr glücklich zu sein, Großfürstin Adolfovna.“

Keines ihrer Glieder mehr mächtig, mußte sie die Finger des Mannes auf ihrem Arme dulden. Der Fremde lächelte noch immer: „Fürst Nikolajewitsch hat die unverzeihliche Torheit begangen, mit falschem Paß nach Rußland einzureisen. Die Tscheka hat einen sehr guten Fang mit ihm gemacht. Man läßt ihn noch filmen, bis die Aufnahmen beendet sind — dann können die Deutschen abziehen! Er muß natürlich bleiben.“

Nanas Hände zitterten auf der weißen Decke. Sie wagte nicht aufzustehen. „Was kann der Tscheka mit seinem Tode gedient sein?“

„Weiter nichts — als daß die russische Intelligenz um einen Kopf mehr dezimiert ist. Sollten Sie etwas für Fürst Nikolajewitsch mitzugeben haben — ich reise morgen nach Petrograd zurück und werde es prombt bestellen.“

Sie schüttelte den Kopf und suchte mit den Augen in seinem Gesichte. Sie hatte es aus irgendeiner Ursache im Gedächtnis behalten, nur sein Name war ihr entfallen.

Wieder zuckte dieser elektrische Schlag durch ihren Körper. Nun wußte sie, wie er hieß. Ihre Wangen entfärbten sich. „Wie kommen Sie nach Deutschland, Herr Petroff?“

„Ich habe Erkundigungen eingezogen, gnädige Frau. Unter anderem habe ich auch erfahren, daß ich hier die ehemalige Großfürstin Adolfovna finde, und da ich wußte, daß Sie mit Fürst Nikolajewitsch eng befreundet sind, wollte ich Ihnen gern persönlich etwas über sein Schicksal berichten.“

„Sie haben ihn verraten, Petroff?“

„Noch nicht.“

„Aber Sie werden es tun!“

„Das hängt ganz von Ihnen ab, gnädige Frau.“

„Von mir?“ Nana sah ihn verängstigt an und blickte nach der Türe, hinter welcher sie Ratzel mit einem Kollegen unterhandeln hörte. „Sprechen Sie rasch, ehe mein Mann zurückkommt.“

„Er weiß nichts von Ihrer Vergangenheit?“

„Nein! — Nur daß ich eine russische Emigrantin bin.“

Petroff nickte. „Also, um es kurz zu sagen: Ich liebe Frau Tuney.“ Nanas Verblüffung ignorierend, fuhr er weiter fort: „Geben Sie mir ein paar Zeilen für die Diva mit, in denen Sie ihr von dem Schicksal sprechen, das Nikolajewitsch erwartet, wenn er in die Hände der Tscheka fällt. Beschwören Sie die Künstlerin, alles zu tun, was in ihrer Macht liegt, ihn davor zu bewahren. Teilen Sie ihr mit, Sie hätten einen Brief von mir bekommen, in dem ich Ihnen meine Liebe zu ihr gestanden habe und daß ich sie um jeden Preis zur Frau bekommen will. — Dafür erhält Fürst Nikolajewitsch sicheres Geleit aus Rußland. — — Wollen Sie, Großfürstin Adolfovna?“

Nanas Denken war ein Chaos. Sie sah keine Rettung für Dimitri. Niemals würde Marion die Frau dieses Mannes werden, der ehemaliger Chauffeur gewesen und Kommissar der Tscheka war. — Und an dessen Händen Blut klebte, Blut von tausend und abertausenden seiner Stammesgenossen.

„Gibt es keinen anderen Preis, um dessentwillen Sie Fürst Nikolajewitsch' Leben zu schonen gewillt sind, Herr Petroff?“

„Nein.“

„Marion Tuney wird niemals einwilligen, Ihre Frau zu werden! Niemals! Jede Bitte wäre vergeblich.“

Petroff trug ein ungläubiges Lächeln im Gesichte. „Sie sprechen sehr überzeugt, Großfürstin Adolfovna. Fürst Nikolajewitsch ist ohne weiteres in meiner Hand, das werden Sie begreifen. Aber auch die anderen sind es. Jeder von ihnen hat gewußt, wer sich unter dem Namen Hans Bogner verbirgt. Regisseur Karsten hat ihm den Paß besorgt.“

„Petroff, Sie werden doch nicht so grausam sein, die ganze Gesellschaft der Tscheka zu überliefern.“

„Ja, das werde ich.“

„Es wäre ein Verbrechen sondergleichen.“

„Ein Verbrechen? Sie können es ja abwenden, Großfürstin Adolfovna. Schreiben Sie Frau Tuney. Vielleicht zieht sie es doch vor, meine Frau zu werden, als monatelang in einer der Löcher der Peterpaulsfestung zu schmachten.“

Nana hatte sich erhoben, hörte, wie ihr Mann seinen Gast verabschiedete und neigte sich hastig zu Petroff hinüber. „Wo kann ich Sie sprechen?“

„Ich wohne im Königshof.“

„Welche Zeit ist Ihnen angenehm?“

„Bis zwölf Uhr nachts stehe ich Ihnen jederzeit zur Verfügung, Großfürstin.“

„Wann reisen Sie?“

„Morgen früh.“

„Soll ich den Brief dem Portier übergeben?“

„Bringen Sie ihn mir selbst, das ist sicherer.“

Ratzel kam und entschuldigte sich in seiner etwas polternden Art, ob seines langen Wegbleibens. Petroff griff nach seinem Hute und verabschiedete sich. Da Ratzel ihn zur Treppe begleitete, konnte Nana kein Wort mehr mit ihm wechseln. Beruhigend war es, daß ihr Mann vor hatte, am Abend in die Künstlerkneipe zu gehen. Dann konnte sie zum Königshof fahren.

Den Brief an Marion Tuney in ihrem Täschchen verborgen, stieg sie gegen zehn Uhr, von einem Hotelbediensteten begleitet, die Treppe zum ersten Stock hinauf, wo Petroff wohnte. Er schien keinen Zweifel dareingesetzt zu haben, daß sie komme, alles war zu ihrem Empfang vorbereitet: Der kleine runde Tisch stand tadellos gedeckt, die Teemaschine surrte, er war ihr behilflich, den Mantel abzulegen, und

rückte ihr dann einen der tiefen Stühle zurecht. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, Großfürstin Adolfovna."

„Der Titel ist veraltet, Herr Petroff. Ich bin nur mehr „Frau Ratzel"."

„Es hat sich viel verändert, Madame, seit wir uns das letztemal gesehen haben."

Sie blickte mit flimmernden Augen an ihm vorüber und entnahm ihrer Tasche den Brief an Marion Tuney. „Ich habe der Diva im Sinne Ihrer Wünsche geschrieben."

„Dann ist es gut! — Darf ich es durchsehen?" Ohne ihr „Ja" abzuwarten, nahm er den Bogen aus dem Umschlag und las Zeile um Zeile. Langsam — ohne seine Aufmerksamkeit auf irgend etwas anderes zu wenden, faltete er ihn zusammen und nickte zufrieden. „Ich hoffe, daß die Zeilen ihre Wirkung nicht verfehlen, Madame."

„Ich darf ihn nicht beleidigen," dachte Nana und würgte an den Toasts, die er ihr reichte, und nahm von dem Kaviar, der als schwarze Tränen aus der Silberschale glitzerte.

„Interessiert es Sie, von der Heimat zu hören, gnädige Frau?"

„Bitte."

Nana konnte nicht mehr. Ihre Nerven versagten, aufschluchzend legte sie den Kopf gegen den Damast des Tisches.

Petroff kaute an seinem kleinen Bärtchen, das er sehr stark zugestutzt hatte. „Haben Sie Nachricht von Ihrer Schwester, Madame?"

Sie schüttelte den Kopf.

Er zögerte einen Moment und sagte dann vollkommen gelassen: „Ihre Schwester Xenia lebt noch."

„Xenia!" Nanas Gesicht fuhr auf und starrte ihn aus glasigen Augen an. „Wo?"

„In Petrograd?"

„Sie lügen."

„Ich lüge nicht, Madame."

„Sie werden sie verwechseln."

„Ich habe sie nicht verwechselt, Großfürstin Adolfovna."

„Seien Sie barmherzig, Petroff." Die Hände, auf welchen das Naß ihrer Augen glänzte, schoben sich zu ihm herüber. Er stand auf und trat an ihren Stuhl.

„Sie müssen jetzt die Verhältnisse berücksichtigen, wenn ich Ihnen sage: Ihre Schwester lebt seit drei Jahren mit mir und Iwan Barbaroff zusammen."

(Fortsetzung folgt.)

Doppelgänger.

Tragische Geschicke oft die Folgen steiger Verwechslung. — Mussolini bekämpft seinen Doppelgänger. — Doppelgänger mit gleichem Geburts- und Todestag.

Von Dr. Elisabeth Brüning.

Ganz im geheimen fühlt sich jeder ein wenig unangenehm berührt, wenn man ihm sagt: „Sie haben eine frappante Aehnlichkeit mit dem und dem." Keiner trägt gern ein Allerweltsgesicht mit sich herum. Jeder möchte einen Sondertyp darstellen. Im letzten Grunde ist er es ja auch. Das größte Wunder der Welt ist die unumstößliche Tatsache, daß kein noch so winziges Ding dem anderen absolut gleich ist. Die Vielfarbigkeit und Wandlungsfähigkeit alles Seienden ist ungeheuer. Und für jeden armen Erdenbürger hat dieser Begriff der Einmaligkeit, auf seine eigene Person bezogen, etwas sehr Tröstliches.

Aber manchmal treibt das Leben allerdings geradezu seltsames Spiel. Es gibt wirklich täuschende Aehnlichkeiten, die zu einer Komödie der Irrungen, oft aber auch zu einer Tragödie führen können. Doppelgänger eines gekrönten Hauptes zu sein, ist manchen Männern zum Verhängnis geworden. Sie glaubten schließlich, mit dem ihnen gleichenden Herrscher identisch zu sein und verfielen über dieser fixen Idee in geistige Umnachtung. Auch in gerichtlicher Beziehung haben frappante Aehnlichkeiten sehr ihre Schattenseiten. Niemand möchte gern mit Verbrechern verwechselt werden, was ganz Unschuldigen gar nicht so selten passiert ist. Unter den geschichtlichen Persönlichkeiten fehlte es sogar einer so charakteristischen Erscheinung wie Napoleon I. nicht an leibhaftigen Spiegelbildern. Einen seiner Doppelgänger, den Geigenkünstler Boucher, kannte Napoleon selbst. Der zweite, ein Wiener Komiker Franz Tomaselli, kopierte Napoleon in Haltung und Lebensweise und steigerte sich allmählich so in seinen Wahn hinein, daß er darüber den Verstand verlor. Dasselbe Schicksal hatte der dänische Bankier Carlsson, der Alexander III. außerordentlich ähnlich sah. Bei einem Besuch des Zaren in Kopenhagen wurde Carlsson Alexander vorgestellt, der aufs höchste überrascht war. Diese Begegnung verwirrte den an sich schon etwas exzentrischen Bankier vollends. Er fuhr mit einem Viererzug und reich galonierter Dienerschaft durch Kopenhagen und war glücklich über jeden ehrfurchtsvollen Gruß, der ihm fälschlich als Alexander III. zuteil wurde. Als die nihilistischen Umtriebe in Rußland einsetzten, hatte Carlsson sich so in die Illusion vertieft, der Zar zu sein, daß er sich ebenfalls verfolgt glaubte und schließlich im Irrenhause endete. Ihre Aehnlichkeit mit Marie Antoinette hat Eleonore de Condreaux, Gattin des Edelmannes Marcilly, auch mit dem Leben bezahlen müssen. Sie wurde als die Königin gefangen gesetzt. Der Jakobinerführer Lamberty bewahrte sie einstweilen vor der Guillotine. Das zwischen den beiden entstehende Liebesverhältnis war aber den anderen Jakobinern ein Dorn im Auge. Eleonore und Lamberty wurden zum Tode verurteilt. Am Tage vor seiner Hinrichtung erdrosselte Lamberty die von ihm so heiß geliebte Frau.

Kaiser Franz Joseph hatte in seinem Leibkammerdiener Ketterl, in dem Hüttenwart Joseph Ursacher und neuerdings in einem Mann namens Slavicek drei getreue Ebenbilder. Auch Bismarck besaß in einem Herrn der Finanzwelt, namens Manroth, einen Doppelgänger. Interessant ist die Aehnlichkeit des Zaren Nikolaus II. mit König Georg V. von England. Neuerdings ist im Gouvernement Poltawa ein falscher Nikolaus aufgetaucht, der aus dem guten Glauben der Bauern Vorteile zu ziehen sucht. Beethoven hatte einen Doppelgänger in dem Buch- und Kunsthändler Wittich, und Brahms in dem Begründer des Porzellanhauses Ernst Wahlis. Einer der bekanntesten Börsenmakler Londons, Percy Marsten, glich Eduard VII. Die Nationalhymne „God save the King" ist des öfteren irrtümlicherweise an Marstens Adresse gerichtet worden. Präsident Roosevelt lief noch einmal als Pietro Casini in der Welt umher, und Wilson hat in einem Oberkellner eines Berliner Restaurants einen getreuen Abklatsch. Ein anderer Oberkellner ähnelt dem verstorbenen Reichsaußenminister Stresemann außerordentlich. Der ehrsame Dachdeckermeister Johann Merling aus Heiligenstadt glich Ohm Krüger, dem Präsidenten von Transvaal, und ein Pariser Lebemann kultiviert seine Aehnlichkeit mit König Alfons von Spanien. Sogar Hindenburg hat seinen Doppelgänger in einem Stellwerkmeister aus Flensburg. Amüsant ist, daß Mussolini die Aehnlichkeit mit dem Friseur Frank Valentino, der den Duce in Geste und Tracht bis ins kleinste kopiert, arg auf die Nerven geht. Der sich in kühnen Träumen wiegende Haarkünstler muß sich nolens volens einen Bart wachsen lassen. Für seinen großen Namensvetter, den verstorbenen Filmschauspieler Rudolf Valentino, glaubte man in einem Ungarn einen vollwertigen Ersatz gefunden zu haben. In letzter Zeit hat ein junger Mensch, Hans Linkenbach, seine verblüffende Aehnlichkeit mit Henny Porten entdeckt. Daß ein Mann und eine Frau sich so gleichen, ist ein besonders merkwürdiger Zufall. Schicksalhaft verkettet erscheint das Leben des amerikanischen Möbelfabrikanten Charles Richardson mit dem des italienischen Nachtportiers Henri Negrelli. Beide waren in demselben Jahr und an demselben Tage geboren. Ein von einem Astrologen gestelltes Horoskop prophezeite auch für beide die gleiche Todesstunde. Am 6. September 1928 kamen in der Tat die beiden Doppelgänger in verschiedenen Stadtteilen New Yorks durch Autounfälle auf schreckliche Weise ums Leben. Diese seltsame Uebereinstimmung mutet so ungeheuerlich an, daß man sie für ein Märchen halten könnte. Und doch ist sie durch nüchterne Zahlen einwandfrei belegt.

Die Theorie, daß äußere Aehnlichkeiten sich auch im Charakter widerspiegeln, scheint sich in verschiedenen Fällen zu bewahrheiten. Inwieweit aber in dem Spiel der Natur geheimnisvolle Zusammenhänge spürbar sind, ist eine schwer zu lösende Frage. „Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumen läßt, Horatio."

Feld und Garten.

Nasses Gartenland darf nicht betreten und bearbeitet werden! Man sieht gar oft, wie bei nassem Wetter rücksichtslos auf den Beeten herumgetrampelt wird. Wie schädlich es aber ist, das Land in feuchtem Zustande zu betreten oder zu bearbeiten, ist noch lange nicht genug bekannt. Nasses Land gibt jedem Drucke nach; die einzelnen Erdteilchen werden fest ineinandergepreßt und trennen sich dann nicht leicht wieder unter der Einwirkung der Luft. Das Erdreich wird kloßig und bei Trockenheit hart und fest. Die spätere Bearbeitung macht dann viel Mühe, auch das Säen und Pflanzen gelingt schlecht. Den Wurzeln wird die Ausbreitung erschwert; denn Luft, Wärme und Feuchtigkeit können solch kloßiges Erdreich nicht gut durchdringen. Insgesamt wird das Land oft für mehrere Jahre verschlechtert.

Das für Meerrettich bestimmte Land wird zweckmäßig schon im Herbst gedüngt und umgegraben oder gepflügt, um im Frühjahr, sobald es die Witterung erlaubt, die Kämme oder Wälle mittels Haue oder Pflug auf 50 bis 60 Zentimeter Entfernung herzustellen.

Zum Ueberwintern der Canna-Knollen dient am besten ein vollständig frostfreier Keller. Wenn die Knollen nach den ersten schwachen Frösten im Herbst aus der Erde genommen werden, sind sie vom Kraut zu befreien und zu reinigen, während des Winters hin und wieder durchzusehen, etwa faulende Teile wegzuschneiden und die Schnittstellen mit Holzkohlenpulver zu bestreuen. Die Canna-Knollen sollten dann im Februar oder März in Töpfe gepflanzt und in einem Mistbeetkasten oder allenfalls in einem warmen Zimmer angetrieben werden. Zu Anfang des Sommers pflanze man nur angetriebene, bereits mit Blättern und Wurzeln versehene Knollen aus.

Wenn man im Herbst Beetfurchen zu ziehen hat, so ziehe man dieselben von Osten nach Westen, nicht aber von Norden nach Süden. In Furchen, die von Osten nach Westen gezogen sind, hält sich der Schnee länger; sie tauen nicht so schnell auf wie die von Norden nach Süden gezogenen Beetfurchen, was zu einem besseren Durchkommen der Pflanzen führt.

Für erfolgreiche nächstjährige Selleriekultur ist eine Düngung des Landes schon im Herbst sehr vorteilhaft. Das gilt ganz besonders für Böden, die mehr locker sind. Der im Herbst gegrabene Boden ist dann auch zur Zeit der Bepflanzung fester, was Sellerie bevorzugt. Hier bildet der Sellerie nicht auf Kosten guter Knollenbildung ein so starkes Wurzelwerk.

Darf man Stimmungen zeigen?

Schlechter Laune sein ist eine Privatangelegenheit, mit der man andere Leute nicht belästigen soll. Trotzdem ist es selbst den gleichmäßigsten Menschen nicht möglich, der Welt unentwegt ein freundlich lächelndes Gesicht zu zeigen. Vermutlich würde solch ein ewig lächelnder Mensch seinen Zeitgenossen beträchtlich auf die Nerven fallen, denn selbst das berühmte amerikanische „keep smiling" (behalte ein Lächeln!) ist wohl nicht als stereotypes Grinsen gemeint, sondern als Gegenmittel gegen die nur zu häufig zur Schau getragene schlechte Laune.

So erstrebenswert es uns erscheint, uns so weit in der Zucht zu haben, daß sich nicht jedwede unserer Gemütsstimmungen in unserem Gesicht widerspiegelt, so eigentümlich berührt es uns, wenn wir hören, daß die Japaner selbst eine Todesnachricht lächelnd entgegennehmen. Es gehört dort zur guten Erziehung; wir würden solches Benehmen als Gefühlsroheit oder Taktlosigkeit empfinden. Demnach ist es uns also nicht nur erlaubt, sondern es wird von uns verlangt, unserer Stimmung Ausdruck zu geben und ein ernstes oder ein trauriges Gesicht zu machen, wenn uns danach zumute ist. Aber es gibt auch darin eine Begrenzung, und wir müssen uns darüber klar sein, daß man der Welt nicht dauernd eine Jammermiene zeigen darf. Mögen wir auch noch soviel Grund zur Traurigkeit haben, es ist unser eigener Schade, wenn wir uns gehen lassen. Vor Lamentationen, die kein Ende finden, vor einer ewig düsteren Miene werden selbst unsere besten Freunde schließlich fliehen.

Es ist höchste Lebenskultur, wenn der Mensch seine Stimmungen so vollkommen beherrscht, daß er stets weiß, wieweit er ihnen Ausdruck geben darf. Mag er traurig oder fröhlich sein, er muß es im Gefühl haben, ob seine Umgebung fähig ist, seine Stimmung aufzunehmen und zu teilen. Ein großer seelischer Schmerz ebenso wie ein großes Glück werden entweiht, wenn ich sie der Verständnislosigkeit gleichgültiger Menschen aussetze.

Gewiß, man darf ernst sein, wenn einem danach zumute ist, ebenso wie man fröhlich sein darf. Man muß sich nur die richtige Umgebung aussuchen, das ist die große Kunst. Nicht mit einer Trauermiene in vergnügte Gesellschaft platzen und nicht einen Widerhall der eigenen übermütigen Stimmung bei einem anders gestimmten Menschen erwarten. Durch schlechte Laune die Stimmung anderer zu verderben, ist ein Zeichen seelischer Unerzogenheit, und vor allen Dingen seinen Kindern soll man niemals das Beispiel geben, sich in dieser Weise gehen zu lassen.

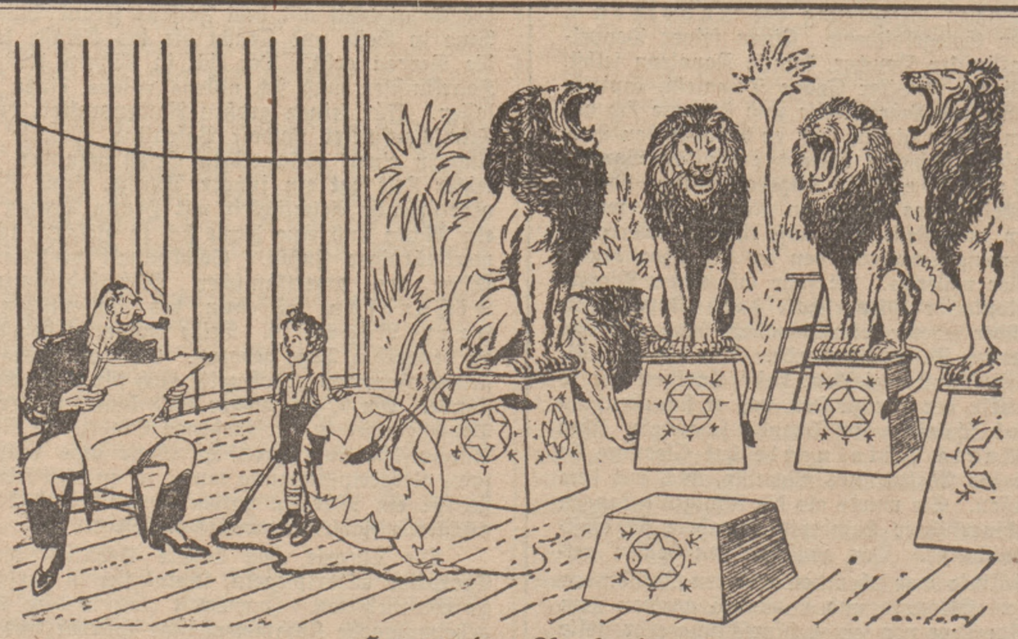
Fröhliche Ecke.

„Ich weiß schon, jedesmal wenn du so freundlich bist, willst du ein neues Kleid haben."

„Da hast du dich aber schön geirrt! Dieses Mal brauche ich einen Hut!"

*

Der Vorarbeiter. Erich geht mit Emma. Kommt ein besserer Herr vorüber. Erich grüßt. „Wer war das?" fragt Emma. „Ach, nichts Besonderes. Mein Vorarbeiter. Er muß die Briefe unterschreiben, die ich dann zur Post trage."



Humor des Auslands.

Der Sohn des Löwenbändigers: „Soll ich dir noch helfen, Vater, oder kann ich spielen gehen?"